

Wir erlauben uns, Ihnen den neuesten Roman von
Hermann Bahr

„Die Kahl“

hiermit zur Besprechung zu überreichen. Wir fügen eine
Selbstanzeige des Dichters zur Kenntnismahme, eventuell
zum Abdruck, bei. Für Zusendung eines Belegs wären
wir dankbar.

Hochachtungsvoll

S. Fischer, Verlag

Hermann Bahr, Die Kahl. Roman.

(S. Fischer, Verlag, Berlin). Geb. 4 Mk., geb. 5 Mk.

Selbstanzeige des Verfassers

Ich soll selbst anzeigen, was die Reihe von Romanen will, die mit der „Kahl“ beginnt? Fast scheint mir dies leichter durch die Romane getan als mit Worten gesagt (obwohl es ja freilich auch dort bloß Worte sind, mit welchen es geschieht, aber mit Worten aus den Dingen, nicht über die Dinge). Mag es immerhin versucht sein! — Wer viel unter Menschen kommt, oft in die Fremde geht und überall sich umsieht, wird mit Verwunderung am Ende gewahr, daß er zu Hause und in der Kerne doch eigentlich überall nur immer wieder dieselben Gesichter trifft. Der liebe Gott scheint sparsam, er gibt nicht gern viel aus, tausend Menschen müssen sich mit einem einzigen Gesicht behelfen. Ein Zeichner oder ein Photograph könnte sich den Spas machen, alle Bewohner eines Dorfes aufzunehmen, und legt er sie dann im Bilde nebeneinander hin, so wird er staunen, wie doch eigentlich kaum auf hundert ein besonderes Gesicht kommt, es wird sich zeigen, daß das Dorf schließlich nicht mehr, als vielleicht fünf oder sechs Typen enthält, die nun freilich der Einzelne dann durch sein eigenes Schicksal abändern läßt. Ein Gesicht muß für tausend Menschen langen, jeder Einzelne richtet es sich dann her. Und in der weiten Welt ist es nicht anders. Es müßte gelingen können, einen Atlas der Menschheit aufzuzeichnen, in welchem alle Gesichter zu finden wären, deren sie fähig ist. Und auch im Psychischen geht es nicht anders. Derselbe Mensch kommt in der Welt so oft vor, wie derselbe Apfelbaum. Ort und Zeit wandeln ihn ab, einmal bräunt ihn das Glück, einmal bleicht ihn die Not und keiner will ja auch als einer von den Vielen erkannt sein, jeder stellt sich eigens an. Nimmt man aber nur den Menschen die Masken ab, so findet man, daß es vom Anbeginn der Menschheit her immer die gleichen paar Typen sind, mit welchen sie noch immer ihr Auskommen hat; alle Helden Homers sitzen heute noch im Café Monopol, und Lueger und Bülow stehen schon im Salkust. Die Menschheit bringt keinen neuen Menschen mehr hervor, sie dreht nur die alten ein wenig herum. Es hat mich nun seit Jahren stets gereizt, mir ein Verzeichnis der sämtlichen mensch-

lichen Typen anzulegen; und ich wundere mich nur immer mehr, wie wenige es eigentlich sind; denn meistens, wenn man, in Geschichte oder Gegenwart, doch einmal einen neuen aufzufinden glaubt, erkennt man den alten bald, den nur etwa das Klima eines ungewöhnlichen Schicksals verändert haben mag. Und dann hat es mich gereizt, eben diesen Veränderungen nachzusehen und zu vergleichen, wie der Menich, der im Plutarch Coriolan oder Pompejus war, heute aussieht, wenn er bei Reinhardt oder Moñe engagiert ist. Also: wie die Typen sich, um sich behaupten zu können, den veränderten Bedingungen anzupassen und in die neuen Schalen einzuformen genötigt werden. Nun ist man dann geneigt, dies eine Zeit zu überschlagen und überall nur Anpassung zu sehen: die Natur wirft ein paar Urtypen hin, mit welchen die Menschheit nun ihr Dasein bestreiten soll, und wenn sie sich verändern, sind an allen solchen Abweichungen von ihrer ersten Form immer nur die wechselnden Umgebungen schuld, ein Spiel von Anpassungen der Urtypen wird alles. Was als Denkmethode ganz vortrefflich ist und einen in einen gelinden Rauch des Entzückens bringt, weil alle Geheimnisse sich plötzlich offenbaren. Nur kann man sich am Ende doch nicht verhehlen, daß es nicht völlig stimmt. Nicht durch Anpassung allein nach neuen Bedingungen werden der Menschheit Urtypen unablässig verändert, sondern es zeigt sich, daß auch in den gleichen Bedingungen, ohne solchen Zwang einer Anpassung, dieselben Urtypen niemals völlig die Gleichen an Erscheinung sind; und fast ist man vielmehr versucht, die Natur für einen Künstler anzusehen, der sich niemals genug tun kann und immer wieder dasselbe Werk von vorne beginnt, weil es ihm immer wieder noch nicht alles zu sagen scheint, was er damit meint.

Ist man nun einmal so weit, jene Urtypen, die man überall in der Menschheit täglich von neuem wiederholt sieht, jetzt also gleichsam als erste Versuche und stets wieder verbesserte Versuche, die stets wieder mißlungene Versuche der Natur anzunehmen, die niemals völlig kann, was sie eigentlich will, so regt sich der Hochmut, mit der Natur zu wetten, ob es der Mensch nicht besser kann als sie, ob er nicht aus diesen bloßen Andeutungen, die ihre Typen sind, die niemals völlig erscheinende Absicht erkennen mag, und ob es ihm denn nicht am Ende gelingen soll, mit seiner Kraft zu vollenden, was ihre Kraft angefangen hat, nämlich jedem ihrer Typen die vollkommene Gestalt zu geben, die alles sagt, was sie damit meint: von allen Typen also ein letztes Exemplar und ein vollkommenes Individuum eines jeden Typus zu schaffen. Dies lockt mich, ich habe es unternommen, so vermessen sich das anhören mag. Ich will eine Anzahl von Typen, nämlich alle, welche in der heutigen europäischen, bürgerlichen Welt vorkommen, aufzeichnen, bis sie komplett vor mir steht, will dann zeigen, wie sie sich durch Anpassung verändern, so daß manchmal Exemplare derselben Typen sich völlig voneinander entfernen, manchmal Exemplare verschiedener Typen sich völlig ineinander verlieren, und will, wenns mir im farbigen Gewühl schon den Atem fast verschlägt, endlich versuchen, jeden der in der heutigen bürgerlichen Welt möglichen Typen einmal auf seinen höchsten Ausdruck zu bringen und in einem vollkommenen Exemplar so darzustellen, daß darin der Typus ganz zum Individuum, das Individuum ganz zum Typus geworden und für einen seligen Augenblick (den freilich vielleicht nur ich selbst allein empfinden kann) die Grenze von Idee und Wirklichkeit aufgehoben scheint. Man wird mir aber schon die Flügel stutzen, dazu haben wir die Kritik.

Hermann Wabr.